

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beim Wiederlesen des «Werner Amberg»

Mit Blick auf Meinrad Inglin's Gesammelte Werke¹

Wie vorwitzige Schneckenhörner ragen die beiden Trommelschlegel zu beiden Seiten aus der Tournure des altmodischen Kleides. Die Grossmutter kniet in der Kirche und betet andächtig. Erst neugieriges Gelächter und halb unterdrücktes Gekicher in ihrem Rücken machen sie hellhörig. Als man nach einer Weile die beiden Schlegel aus ihrem Rocke zieht, die der kleine Enkel heimlich, als treuherzigen Beweis seiner Zuneigung, hineingesteckt hat, schämt sich die alte Frau in Grund und Boden. Zu Hause muss der kleine Werner ungnädiges Geschimpfe über sich ergehen lassen. Da kommt ihm eine Idee. Eigenhändig zieht er den bemalten, hölzernen Engel in der Kapelle, den ihm die Grossmutter kürzlich gezeigt hat, vom Altar herunter und wandert mit der kostbaren Versöhnungsgabe durchs Dorf nach Hause. Aber auch an diesem Einfall will sich die Grossmutter einfach nicht richtig freuen...! Das sei, so kommentiert Meinrad Inglin die Kindheitsreminiszenz im «Werner Amberg», ein typisches Beispiel für das Leben seines Helden. Schon der unschuldige Knirps habe es den Erwachsenen nie recht machen können. Nie recht machen; sich ahnungslos im Verhängnis verstricken; Schuld auf sich laden; gekrümmt unter der Last harmloser, aber bleischwer drückender Vergehen durchs Leben gehen; und vor allem: das vom Familienclan Vorgelebte, Vorgedachte, Vor-

geschriebene nie erfüllen können und allein durch die Suche nach dem eigentlichen Weg an der Familientradition Verrat üben.

Das sind die grossen Themen eines der wichtigen schweizerischen Entwicklungsromane aus der Nachkriegszeit. Meinrad Inglin ist nicht nur herausragender Exponent der Innerschweizer Literatur der ersten zwei Drittel dieses Jahrhunderts; er gehört mit Robert Walser, Albin Zollinger und Friedrich Glauser zu den grossen Schweizer Dichtern seiner Generation.

«Werner Amberg» redet von der mühsamen Geburt des Schriftstellers in einer alten Schwyzer Uhrmacherfamilie, die es mit Fleiss und Tüchtigkeit zu bürgerlichem Ansehen gebracht hat und alles andere hochhält als intellektuelle Arbeit. Wenn Inglin schreibt, geht er immer aus von autobiographischem Material. Der Nabel seines dichterischen Kosmos ist stets der Flecken Schwyz. Was er erlebt und erlitten, was er mit eigenen Augen gesehen und mit Händen befühlt hat, daraus formt er Literatur. Sein Werk wäre ohne die Innerschweizer Tradition, ohne die besonderen Bedingungen einer konservativ-katholischen Gemeinschaft und ohne die wilde Natur der Voralpen nicht denkbar. Noch in der bittersten Ablehnung schimmert die zärtliche Liebe zur Heimat durch. Die Dichte

seiner Sprache und der unwiderstehliche Sog, in den seine Geschichten auch den heutigen Leser einziehen, sind die Wirkung dieser Reibungsfläche: trotziger Widerspruch und williges Sich-Einfügen in das, was man kennt, wo man geborgen ist und wo man sich zu Hause fühlt.

Schon mit seinem ersten Roman *«Die Welt in Ingoldau»*, der im Dezember 1922 erscheint, sticht Inglin mitten ins Herz seines Herkunftsortes. Schwyz und die Schwyzer erkennen sich wieder. Sie fühlen sich persifliert und ausgelacht. Im abtrünnigen Pfarrhelfer Anton Reichlin sieht man den Sohn eines Schwyzer Lehrers. Der Wirt, der ein armes Mädchen schwängerte, zur Strafe im Nebenzimmer eingeschlossen wird und sich dort die wilden Geburtsschreie mitanhören muss, will öffentlich klagen. Und im säuerlichen Fräulein Tschümperlin meint man das wüste Zerrbild eines dem Autor verwandten Fräulein Märchy zu erkennen. Die Jungfer handelt denn auch rasch und entschlossen. Sie ändert das Testament und schliesst alle Träger des Namens Inglin vom Erbe aus. Der Dorfskandal ist perfekt.

Meinrad Inglin hatte in seinem Erstling gewagt, an eine der wundesten Stellen katholischer Erziehung zu rühren: die repressive sexuelle Persönlichkeitsformung und die daraus resultierenden Nöte pubertierender Jugendlicher. Inglin beweist aber genau da literarische Qualität, wo er anstössig wird und unter der Oberfläche Wucherndes, kollektiv Verdrängtes ans Tageslicht zerrt; wo er radikal wird und die Generationen von Innerschweizern eingeblute Lustfeindlichkeit anprangert; wo er die jedem Katholiken seines Alters bis zur Bewusstlosigkeit eingehämmerten

Katechismussätze aus dem sechsten Gebot in Frage stellt: *«Ein Mensch ist unkeusch, wenn er die böse Lust sucht oder sich an ihr freut»*, *«Um keusch zu bleiben, muss sich alles meiden, was der Reinheit Gefahr bringt»*, und die böse Strafe, die dem Übertritt des Gebotes auf dem Fusse folgt: *«Von der Unkeuschheit abschrecken soll uns die Schande, die sie uns bringt und der Schaden an Leib und Seele.»*

Inglin riskiert es, an den Grundfesten katholischer Sittenlehre zu rütteln, schonungslos und energisch. Das nimmt man ihm übel. Diese Kernsätze aus dem Katechismus sind das geistige Fundament, auf dem er den Fall Damian in *«Die Welt in Ingoldau»* entwirft. Es ist das überzeugende Psychogramm eines pubertierenden Jugendlichen, der von seiner kühlen Mutter immer wieder zurückgewiesen, dessen Zärtlichkeitsbedürfnis nie ganz gestillt wird, bis er sich in der Selbstliebe verliert und am Ende unter dem drohenden Dreiecksauge Gottvaters und seiner Schuldgefühle zusammenbricht. Der Autor spricht aus, was viele Jugendliche seiner Generation umgetrieben hat. Aber so souverän und unverklemmt er heikles Gebiet betritt und komplexe Zusammenhänge ohne Scheu darstellt — es wird den Schwyzern zu viel. Und doch beweisen gerade literarische Arbeiten viel jüngerer Innerschweizer Autoren, wie aktuell das Problem heute noch ist. Viel härter und kompromissloser klagt der Luzerner *Marcel Konrad* in seinem Werk die anezogene Körperfeindlichkeit an, verdeckter und subtiler *Flavio Steimann*, und der Urner *Martin Stadler* hat Inglins Motiv in seinem Roman *«Bekennnis eines Igels»* mit dem Begriff *«Schuld von Stans»* förmlich weitergeführt.

Meinrad Inglin muss seine Offenheit allerdings bezahlen. Ein Kapuziner verflucht das Werk von der Kanzel herab, das Kollegium verbietet den Verkauf, man verbrennt einzelne Exemplare. Im konservativen «Vaterland», «Tagesanzeiger für Luzern und die Mittelschweiz», erscheint am 30. Dezember 1922 ein bössartiger Verriss. Man habe das Buch mit «wachsendem Widerwillen und mit grösstem Ekel» gelesen, schon lange sei dem Rezensenten kein «so freches und zynisches Buch in die Hände geraten». Man habe den Eindruck, schreibt der ungenannte Rezensent — es ist der konservative Verhörer Amgwerd aus Schwyz — Inglin habe «seine Mitbürger in den Grund hinein verlästern wollen».

Der Schriftsteller muss darauf buchstäblich aus der Innerschweiz flüchten. In Zürich findet er bei einem Freund, Walter Mertens, für einige Zeit Unterschlupf. Das böse Kesseltreiben aber macht ihn ängstlich. Von jetzt an schleift er an den Kanten und Ecken seiner Werke, so auch im «Werner Amberg», der Geschichte seiner Jugend. Dennoch zuckt auch in diesem Roman das magische Dreieck Innerschweizer Erziehung auf: sittenstrenge Kirche, konservative Dorfpolitik, patriarchalische und prestigebedachte Familientradition. Das sind die Elemente, die Werner Ambergs Kindheit dominieren und zugleich die Stäbe seines Käfigs ausmachen.

Inglin hat den Plan, seine Jugend künstlerisch zu gestalten, schon mit 21 Jahren ins Auge gefasst. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg macht er sich an das opulente autobiographische Unternehmen. Er will zeigen, wie er sich bereits als Kind ausgestossen fühlte, vor den Normen der Familie

versagte, durch einen dunklen Tunnel tiefer Einsamkeit fuhr, sich allmählich den aufgezwungenen Gesetzen entzog und schliesslich zu sich selber fand: zu seiner Existenz als Schriftsteller. Schon im ersten Satz des «Werner Amberg» legt er das Lebensprogramm fest: «Im Jünglingsalter versagte ich auf den gebahnten Wegen, ging wie ein ungeselliger Igel meine eigenen Pfade und sträubte abwehrend die Stacheln gegen alle Welt. Ich wollte nichts mehr wissen von der Verwandtschaft, die erstaunt und vorwurfsvoll nach mir ausblickte, nichts mehr von musterhaften oder erfolgreichen Grossvätern oder Grossonkeln, die in Offiziersuniformen, mit Schnäuzen und strengen Blicken aus Bildrahmen und Photobüchern den eigenrichtigen Enkel beschämten.» Die Ahnenbilder an den Wänden sind Signale für die Katakomben der Kindheit. Sie sind Befehl und Forderung. Der Autor schreibt ja ganz nahe am Dokumentarischen, die meisten Fakten und Daten im «Amberg» lassen sich belegen. Seine Mutter stammt aus einer honorablen Schwyzer Familie, der Urgrossvater mütterlicherseits ist Ambros Eberle, der das mondäne Hotel Axenstein ob Morschach gründete. Er ist Regierungs- und Nationalrat. Im Roman heisst er Bartholomäus Bising. Inglins Vater, der Uhrenmacher und Goldschmied am Hauptplatz in Schwyz, ist im öffentlichen Leben engagiert, im Gewerbeverein und im Schwyzer Gemeinderat, und der Staatskalender verzeichnet ihn vornehm als «Oberlieutenant».

Das verpflichtet. Das legt die Höhe der Hürde fest. Aber Meinrad/Werner kann sie nicht überspringen. Und das konservative Gefüge, das sich vor allem im Rückgriff auf Bewährtes und Anerkanntes auszeichnet, schnürt den sensi-

blen, phantasiebegabten, eigenwilligen Buben ein bis zur Atemlosigkeit. Platz für Individualität gibt es da nicht. Als der Vater am Tödi tödlich abstürzt, Inglin ist erst 13jährig, und die Mutter vier Jahre später an einer seltenen Krankheit stirbt, scheint sein Schicksal besiegelt. Wie eine kalte, spiegelglatte Wand stellen sich ihm die Forderungen des bürgerlichen Systems entgegen. Nach dem Willen des Vormunds soll er sich auf einen soliden, bürgerlichen Beruf vorbereiten. Jetzt beginnt die lange Litanei des Versagens, die Inglin im «Amberg» herunterbetet: der Besuch der Realschule wie auch der Industrieschule am einheimischen Kollegium Maria Hilf muss wegen schlechter Zeugnisse abgebrochen werden. Die Uhrmacherlehre in Luzern, die er versucht, dauert gerade drei Wochen, dann schickt ihn sein Lehrmeister wieder nach Hause. Das Urteil ist hart: er hätte weder Lust, noch Liebe, noch Begabung für diesen Beruf. Ein Versuch, Kellner zu werden, erweist sich ebenfalls als Irrweg. Schliesslich holt er den Stoff von drei Gymnasialklassen auf, die Matura aber schafft er nicht. Immerhin gelingt es ihm, sich 1913 ohne Matura an der Universität Neuenburg einzuschreiben. Aber der Traum von der Schriftstellerexistenz hat sich jetzt schon fest eingenistet.

Was an Meinrad Inglins Entwicklungsroman «Werner Amberg» heute noch beeindruckt, ist, wie sich sein Held aus dem Geschlinge von Versagen und Zukurzkommen, von Schuld und Strafe, von Gehorchenmüssen und Ausbrechenwollen löst und sich einen Weg ins Freie bricht. Diese gegenläufige Bewegung macht die Grunddynamik seines Romangefüges aus. Der Autor hat sich für den «Amberg» ein besonderes stilistisches Verfahren ausgedacht.

Er erzählt die Phasen seines Lebens nicht in einem grossen Bogen, in dem sich eines aus dem andern entwickelt; er reiht vielmehr Episode an Episode, welche die entscheidenden Entwicklungsstufen charakterisieren. Überblickt man das Ganze, schliessen sich die einzelnen Erzählinselfen zu einer kohärenten Geschichte zusammen.

Es ist spannend, zuzusehen, wie sich das Bewusstsein, dass im Schreiben ein winziges Glück, ein kleines Stück Geborgenheit und so eine Waffe gegen die Forderungen des bürgerlichen Elternhauses liegt, schon beim 14jährigen Amberg herauskristallisiert. Der Wunsch formt sich aus Tagträumen und ersten schriftstellerischen Versuchen in Zeitungen. Schreiben: das ist der innovative Entwicklungssprung in der zugemauerten, verbarrikadierten, nach allen Seiten hin vorgezeichneten Existenz. Das ist die überraschende Lösung, die dem jungen Amberg einen neuen Platz in der Bürgerwelt zuweist. Deshalb bricht der Wunsch so kraftvoll durch, irreversibel und schicksalhaft. Dass mit den neuen Spielregeln fürs Leben plötzlich die verachteten Eigenschaften voll zum Zuge kommen, die bis jetzt verantwortlich waren für den Misserfolg, ist paradoxe Ironie: die Träumereien und das wilde Phantasieleben, die der erfolgreichen Lösung von Mathematikaufgaben an der Wandtafel diametral entgegenstanden, sind jetzt Ingredienzien der literarischen Qualität.

Der «Amberg» ist vor allem auch das Buch des exakten Kinderblicks und der präzisen Reaktivierung der Kinderwelt, die sich nach ganz anderen logischen Gesetzen zusammenbaut. Es gibt wenige Autoren, die diesem Blick, der immer ganz nahe am Boden herum-

schweift, bei den Käfern, Kröten und Blindschleichen, so fruchtbar machen können für ihre Texte. Und wenige verstehen es wie Inglin, so virtuos mit der Dynamik umzugehen, die sich aus dem Abstand zwischen dem sich erinnernden Erzähler-Ich und dem erinnerten Kinder-Ich ergibt. Meinrad Inglin erschliesst die versunkenen Gemäcker der Kinderwelt, seine eigenen und jene des Lesers. Wenn er verschmitzt über die Bubenstreichle redet, über den verwitterten *Pavillon de mouches*, in den er die Fliegen sperrte, über den Kröpfchendiebstahl in der Bäckerei und wie es ihm dann «*chalt und chötzerlig*» wird bei der Mutter, wenn er von der erotischen Anfütterung eines Schwarms mit Hilfe eines Schokoladetäfelchen erzählt und von Zartheit und Trotz des Zurückgewiesenen, der dem hochmütigen Mädchen die verglühende Fackel durch den Regenschirm stösst, dann ist das heute noch reinstes Lesevergnügen.

Das ist wohl der Grund, warum das Werk Meinrad Inglins gegenwärtig eine Renaissance erlebt und innerhalb der letzten zehn Jahre bereits zum zweiten Mal wieder aufgelegt wurde. 1981 erschien die von der Zürcher Germanistin *Beatrice von Matt* herausgebrachte Werkausgabe in acht Bänden, seit 1986 gibt *Georg Schoeck* im Ammann-Verlag die Gesammelten Werke in zehn Bänden heraus. Erschienen sind bis jetzt acht Bände, zuletzt, als eine Art Höhepunkt, der Roman «*Werner Amberg*». Die Edition wird im Frühling 1991

abgeschlossen. Die Ammann-Ausgabe lässt sich schon rein optisch sehen. Blau eingeschlagen und mit einem Bild aus Inglins Leben versehen — der «*Amberg*» etwa zeigt das so typische Trommler-Bild des Dreijährigen mit zwei Vettern — bietet sie schon äusserlich einen Leseanreiz. Ein paar wenige Mängel, die allerdings dem Gesamtunternehmen keinen Abbruch tun, sind zu vermerken. Es fehlt an einer Zeittafel, es fehlt an einer winzigen editorischen Notiz, und so findet sich zum Beispiel nicht in jedem Band ein präziser Hinweis, welcher Ausgabe der Text folgt. Das ist aber gerade bei diesem Autor wichtig, der seine Texte bei jeder Neuauflage durchsah und zum Teil entscheidende Veränderungen und Eingriffe vornahm. Störend ist auch, dass sich die Nachwörter, die von verschiedenen Autoren verfasst wurden, etwa in biographischen Passagen, teilweise überschneiden. Am ausführlichsten und kompetentesten ist da immer noch das Standardwerk von *Beatrice von Matt*, das 1976 im Atlantis-Verlag erschien: «*Meinrad Inglin. Eine Biographie*» — die meisten Nachwörter stützen sich darauf ab. Das Buch wird heute ebenfalls vom Ammann-Verlag ausgeliefert.

Pia Reinacher

¹ Meinrad Inglin, Gesammelte Werke. In zehn Bänden, hrg. von Georg Schoeck. Ammann Verlag, Zürich 1990.

Jugend eines bahnbrechenden Exzentrikers

Neues von Wedekind

«Wir kennen ihn nicht. Wir kennen seine Legende.» Mit dieser etwas schneidigen Behauptung beginnt Rolf Kieser seine Biographie der Jugend von Benjamin Franklin Wedekind¹. Wen er da meint, wenn er «wir» sagt, lässt ja nicht einmal Ausnahmen zu und macht an seiner eigenen Person nicht halt. Man muss vermuten, dass er auch die meint, die immerhin Frank Wedekinds Werk kennen und bewundern. Auch der Ruhm, man weiss es, kann ja ein Missverständnis sein. Der Verfasser der Jugendbiographie nimmt an, man habe sich auf Grund der Beschaffenheit der Gedichte, Erzählungen und Dramen, wohl auch auf Grund der skandalumwitterten Existenz des Dichters ein Bild gemacht, das mehr auf der Selbstdarstellung des Helden als auf verbürgten biographischen Fakten beruht. Das mag sogar zutreffen, obgleich ich meine, Karl Kraus, Bert Brecht, Thomas Mann oder Friedrich Dürrenmatt, von denen nur gerade dieser Wedekind nicht auch noch persönlich erlebt hat, seien in ihrer Interpretation und Würdigung dieses Bahnbrechers einer modernen Literatur nicht durchaus auf dem Holzweg. Ihre Wertschätzung, denke ich, ist für die Rezeption seines Werks von grösserer Bedeutung als allfällige Ansichten und Urteile von Germanisten und Kritikern. Denn indem sie davon beeindruckt und auch beeinflusst wurden, lebt es fort und entfaltet produktive Kräfte. Es sei angefügt, dass «Frühlings Erwachen» im Februar 1907 in Sigmund Freuds Psychologischer Mittwoch-Gesellschaft in Wien Diskussionsthema war. Die Protokolle ver-

merken grosse Wertschätzung durch die versammelten Spezialisten; Freud selbst sah in dem Drama ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Rang.

Falls Rolf Kieser mit der Legende, die wir angeblich kennen, einfach den Majestätsbeleidiger, den Tabubrecher vorwiegend auf dem Gebiet der Sexualmoral und den Vorkämpfer einer von sexueller Repression freien Erziehung meint, so wäre zu erwägen, dass es sich hier um eine Legende gar nicht handeln kann. Denn Wedekind spielt diese Rollen nicht nur; seine Selbstdarstellung und die Faszination, die von ihr ausging, sind historische Tatsachen. Zuzugeben ist freilich, dass Werk und Bedeutung Frank Wedekinds damit natürlich nicht gewürdigt und erklärt, schon gar nicht ausgeschöpft sind. Es ist in diesem Fall nicht nur manches an editorischer Akribie und Interpretation nachzuholen, was versäumt wurde oder aus zeitbedingten Ursachen in die falsche Richtung geführt hat. Der Beitrag, den Rolf Kieser mit seiner Jugendbiographie des Dichters leistet, ist dazu ein Baustein nicht nur, sondern ein solides Fundament und eine durch mühsame Arbeit auch in den Familienarchiven gewonnene Dokumentation von Kindheits- und Jugenderlebnissen Wedekinds, die besonders den psychoanalytisch interessierten Interpreten beschäftigen wird.

Für die Rezeption des Werks, die weniger in den Seminarien der Hochschulen, eher schon auf dem Theater stattfindet, ist die wissenschaftliche Arbeit unerlässlich, wenn auch nicht

entscheidend, wie gerade der Fall Wedekind zeigt. Sie beschafft und deutet die Dokumente und sichert die Texte. Da allerdings klafft auch noch eine Lücke. Es gibt noch keine kritische Ausgabe der Gedichte, der Prosa und des dramatischen Werks. Erst 1987 ist in Darmstadt die «Editions- und Forschungsstelle Frank Wedekind» gegründet worden, die unter ihrem Leiter *Hartmut Vinçon* eine kritische Gesamtausgabe vorbereitet. Vorerst kennen wir das Werk vorwiegend in der Gestalt der Ausgabe letzter Hand, die, herausgegeben von *Arthur Kutscher*, von 1912 bis 1921 in München erschienen ist. Alle späteren Ausgaben beruhen darauf. Spätere Herausgeber haben die verschiedenen Druckvorlagen zur Textherstellung herangezogen, so auch *Erhard Weidl* in seiner zweibändigen Dünndruckausgabe in der Reihe der «Winkler Weltliteratur» mit Illustrationen und einem Frontispiz von *Alastair*². Aber als Grundlage diente auch da die Ausgabe letzter Hand. Vergessen wir jedoch nicht, dass selbst im Fall von Heinrich von Kleist oder von Clemens Brentano die editorisch einwandfreie Ausgabe erst spät entstand oder erst im Entstehen begriffen ist, die lebendige Wirkung der Dichter jedoch dadurch nicht beeinträchtigt war. Korrekturen, Nuancen in der Interpretation wird es auch da geben. Aber es war, beispielsweise, Max Reinhardts Inszenierung von «*Frühlings Erwachen*» in Berlin (in den Bühnenbildern von Karl Walser), es war die «*Fackel*» in Wien und die leidenschaftliche Promotion, die Karl Kraus durch Vorträge und Aufsätze, im Mai 1905 auch durch die von ihm veranlasste Inszenierung der «*Büchse der Pandora*» vor geladenem Publikum dem Werk angedeihen liess, die Wedekinds Ruhm und Nimbus

begründeten. Ob er lebe, ob sein Werk fortwirke, erkennt man an den Nachwirkungen, die es im Schaffen jüngerer Autoren hat, im Werk von Bert Brecht ebenso wie in dem von Friedrich Dürrenmatt. Mit einem Abschnitt aus der 1934 erschienenen Literaturgeschichte von Adolf Bartels oder mit dem Hinweis auf Paul Fechtens Bemühungen, beide dem Ungeist des Dritten Reichs dienstbar, ist kaum zu argumentieren, wenn bewiesen werden soll, wie Wedekind in den Jahrzehnten seit seinem Tod falsch beurteilt worden sei. Repräsentativ kann man diese Urteile nicht nennen; es sind vielmehr peinliche Kuriositäten.

Diese einleitenden Bemerkungen schienen mir nötig, um die Behauptung Rolf Kiesers, wir kennten Wedekind nicht, wir kennten nur seine Legende, ein wenig zu modifizieren. Kieser hat jedoch zweifellos Entdeckerarbeit geleistet, verdienstvolle Aufhellung einer Jugend, die — auch das muss zugegeben werden — vorwiegend als köstliche Anekdotensammlung über einen dichterisch begabten, mädchenbetörenden und die Autoritäten in Schule und Bürgerschaft durch freche Bubenstreiche und poetische Kommentare dazu in Atem haltenden Jüngling überliefert war, der wie ein Prinz auf dem Schloss wohnte und unten im Städtchen sein Spiel mit Mädchen- und Frauenherzen trieb. Das liegt zum grössten Teil daran, dass die Überlieferung für diesen Abschnitt von Wedekinds Leben bis jetzt vorwiegend auf Berichten von Zeitgenossen, auf Erinnerungen etwa der Mundartdichterin Sophie Hämmerli-Marti und anderen Quellen beruhte, die samt und sonders die «exotische» Erscheinung des Dichterjünglings, den respektlosen Tausendsassa im biederem Kleinstädtchen

beschrieben, so eben, wie er auf seine Umgebung gewirkt hat. Es bedurfte gründlicher Arbeit am leider verstreuten Nachlass, in Familienarchiven, in Tagebüchern und Briefen, um die Entwicklungsgeschichte des Dichters als Knabe und Jüngling von innen zu erhelten. Rolf Kieser gibt im reichhaltigen Anmerkungsteil seines Buches Auskunft über die Aufbewahrungsorte der Dokumente: das Depositum im Staatsarchiv des Kantons Aargau, umfassend Schulhefte, Korrespondenz, Werkentwürfe, unveröffentlichte Gedichte (von denen der Biograph einige zitiert), im ganzen 137 Nummern mit 1313 Einheiten, bis zum Todesjahr des Vaters Dr. Friedrich Wilhelm Wedekind-Kammerer im Jahre 1888. Als sich nämlich die Stadt München für den Nachlass zu interessieren begann, einigten sich das Aargauische Staatsarchiv und die Stadtbibliothek München auf diese Zeitgrenze, so dass nun die Originalmanuskripte der späteren, gereiften Werke des Dichters und alle nach 1888 entstandenen Entwürfe, Neufassungen und Briefe in München liegen. Es gibt ausserdem Dokumente im Besitz privater Sammler, in kleinen Archiven wie im Ortsmuseum Lenzburg, ferner auf dem Schloss Lenzburg und beispielsweise auch im Familienarchiv der Familie Wedekind zur Horst in Leichlingen. Erst seit Gründung der Forschungsstätte in Darmstadt besteht Aussicht, dass das Material systematisch erfasst und katalogisiert wird. Der Biograph hatte also bei der Zusammenstellung und Sichtung dezentralisiert aufbewahrter Schriftstücke nicht zuletzt auch räumliche Hindernisse zu überwinden. Seine *«Biographie einer Jugend»* ist das Ergebnis, und da es erstmals aus Quellenmaterial erarbeitet ist, das vorher nicht zugänglich war, nicht

benutzt wurde oder vom ersten Biographen, Artur Kutscher, vernachlässigt, darf man sagen, hier werde die Legende einer Jugend durch historische Fakten ersetzt.

Zwei Komponenten haben diesen Recherchen zufolge entscheidend auf die Entwicklung des Dichters eingewirkt. Kieser schildert ausführlich die Vorgeschichte, die in San Francisco beginnt. Franklin Wedekinds Eltern waren naturalisierte Amerikaner, der Vater Arzt aus Hannover, ein Republikaner und Bismarck-Gegner, der 1848 aus politischen Gründen auswanderte; die Mutter, 24 Jahre jünger als ihr Gatte, war ursprünglich ihrer verheirateten Schwester, einer Sängerin, nach Amerika gefolgt, wo sie zusammen auftraten. Als die Schwester starb, arbeitete sich Emilie Kammerer als Sängerin empor, trat in San Francisco in der Music Hall auf und war zu dieser Zeit mit einem Schankwirt verheiratet. In diese attraktive Frau verliebte sich Dr. Wedekind, der sich rasch eine führende Stellung innerhalb der deutschen Kolonie erworben hatte. Praktizierte er anfänglich noch als Arzt mit Spezialgebiet Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, so muss er sich in kürzester Zeit mit Grundstücken und Liegenschaften ein ansehnliches Vermögen verschafft haben. Als er in der kalifornischen Hafenstadt eintraf, gab es dort nur Zelte und Holzhütten. Als er zwei Jahrzehnte später mit seiner jungen Frau nach Europa zurückkehrte, hatte sich die Einwohnerzahl vervielfacht. Grund für den Einwanderungssog war der Goldrausch. Zugleich auch kann man sich eine Vorstellung vom rauhen, wilden Leben in San Francisco der Jahrhundertmitte machen, das von Abenteurern und Geschäftemachern beherrscht war, einer Stadt zudem, in

der die Männer in grosser Überzahl waren, was für Schauspielerinnen und Sängerinnen bedeutete, dass sie in stärkerem Mass noch als ohnehin für Freiwild galten. Dr. Friedrich Wilhelm Wedekind hat seine Leidenschaft für die schöne, talentierte Künstlerin vor sich selber verklärt, indem er tatsächlich der Meinung war, er habe sie aus den Gefahren ihres Milieus gerettet und sie sei ihm dafür zu Dank verpflichtet. Aber wenn er, dem die Honorationen des Deutschen Vereins wegen seiner Gattenwahl Vorwürfe machten, im Ernst glauben mochte, er habe ihr ein Opfer gebracht, so war umgekehrt sie es, die ihre Selbständigkeit, mehr noch, ihre künstlerische Entfaltungsmöglichkeit aufgab, indem sie dem strengen Manne folgte. Rolf Kieser merkt dazu an, dass in Frank Wedekinds Eltern das Verhältnis von Dr. Schön und Lulu vorgebildet ist. Unzweifelhaft fand der Dichter in der spannungsvollen Beziehung seiner Eltern, in der Gegensätzlichkeit ihres Wesens und in manchen Einzelheiten der amerikanischen Vorgeschichte Motive für seine Lulu-Dramen. Als Indiz sei nur der Name des verkommenen ersten Liebhabers und Zuhälters Lulus, Schwiegerling, erwähnt: Emilie Kammerers erster Ehemann hiess Schwegerle.

Die zweite Komponente, die der Biograph — offensichtlich ein intimer Kenner der Verhältnisse — herausarbeitet, wird in der Zwischenbetrachtung *«Lenzburg als geistige Lebensform»* beschrieben. Man muss sich vorstellen, dass Frank Wedekind, der seinen Vater nur als Rentner, nicht als einen Mann im Erwerbsleben gekannt hat, nach dem Kauf des Schlosses Lenzburg als grossbürgerlicher Sprössling eines reichen Deutsch-Amerikaners über den kleinstädtischen Verhältnissen, über

den «Seldwylereien» und muffigen Moralvorstellungen der Bürgerschaft stand. Kieser schreibt, der angehende Dichter habe im Leben der kleinstädtischen Menschen nicht nur das Lächerlich-Unzureichende und die harmlose Selbstgenügsamkeit der Idylle gewittert, *«sondern das Bedrohliche und Zerstörerische einer Lebensform, die jede andere Wirklichkeit als die eigene, festgefügte mit allen Machtmitteln des lokalen Gemeinwesens zu verhindern weiss»*. Dagegen lehnte er sich, wie gegen die väterliche Autorität, mit seinen Bubenstreichen, seinen poetischen Pointen und seinen zahlreichen Liebeleien auf. Hier ist Stoff, der in Anekdoten fortlebt. Aber zugleich ist hier ein Nährboden für das, was die späteren Werke Wedekinds auszeichnet. In ihnen treibt einer Verhaltensforschung, in ihnen stellt er mit Menschen Experimente an. Weil er als Jugendlicher durch seine Herkunft, durch seine herausgehobene Existenz und seine hohe Sprachbegabung ausserhalb stand, ein Zuschauer und zugleich ein Regisseur, betrieb er experimentelle Psychologie, wenn er für seine Freundinnen in Versen schwärmte. Die Jugendbiographie Kiesers geht einzelnen Fällen auf Grund von Briefen und anderen Dokumenten nach und zeigt so die tieferen Bezüge hinter den anekdotisch überlieferten Erinnerungen auf.

Die Verdienste dieses Beitrags zur Wedekind-Forschung sind unbestritten. Ich würde dennoch nicht — wie der Klappentext suggeriert — von einer Demontage des gängigen Wedekind-Bildes sprechen. Nur hat dieses Bild an Deutlichkeit und Prägnanz gewonnen, ist einsehbarer, in seiner jugendlichen Entwicklungsgeschichte verständlicher geworden. Dass die Zitate aus Sophie Hämmerli-Martis Berichten ins Hoch-

deutsche übersetzt sind, ohne dass der Originaltext wenigstens im Anhang verglichen werden könnte, halte ich für einen empfindlichen Verlust. Die zahlreichen Textbeispiele aus unveröffentlichten Frühwerken, auch die Photographien aus Familienarchiven und aus der Zeit, da die Familie Wedekind auf Schloss Lenzburg wohnte, sind von grosser Faszination und ergeben, zusammen mit Rolf Kiesers brillant geschriebener Jugendbiographie, eine

gut lesbare, informative Einführung in die sich formierende Persönlichkeit und die prägenden Erfahrungen eines Bahnbrechers der modernen Literatur.

Anton Krättli

¹ Rolf Kieser, Benjamin Franklin Wedekind. Biographie einer Jugend. Arche Verlag, Zürich 1990.— ² Frank Wedekind. Werke in zwei Bänden. Herausgegeben und mit Nachwort und Anmerkungen versehen von Erhard Weidl. Dünndruck-Ausgabe im Winkler Verlag, München 1990.

Das neue «Profil der Schweiz»

Das bekannte Standardwerk von Hans Tschäni aus dem Jahr 1966, «Profil der Schweiz», liegt in erweiterter und aktualisierter Fassung wieder auf¹. Erweitert: Die Entwicklung wurde in allen behandelten Gebieten bis in die Gegenwart heraufgeführt. Aktualisiert: Durchgängig ist die Beziehung mit dem Umbruch unserer Tage hergestellt. Nirgends wird blosser Tatsachenschutt aufgehäuft; alles ist von einer temperamentvollen Persönlichkeit gestaltet. So ergibt sich ein überaus lebendiges und scharf gezeichnetes Bild der Schweiz. Der Leser erlebt Konstanz und Wandel einer alten Demokratie wie ein Ereignis.

Zunächst erörtert der Autor die Frage, woher das Schweizervolk kommt, und erzählt 700 Jahre Vergangenheit. Die Entstehung des Staates ist — wie überall — leichter zu ergründen als die Entstehung des Volkes. Ein zusammenfassender Überblick wird unweigerlich zu einer Charakteristik der Eigenart der Schweiz. Eigenart ist fast immer rätselhaft. Aber unsere

überwache Gegenwart macht bei dieser Feststellung nicht Halt, sondern verlangt Aufschluss, um sich zu rechtfertigen und zu bestätigen. Das führt Tschäni zur Diskussion der Demokratie. Die moderne Demokratie in der Schweiz ist nicht viel mehr als hundert Jahre alt; ihr gingen fünf Jahrhunderte andersgearteter, genossenschaftlicher Strukturen voraus. Aus der Verschmelzung der alten volkstümlichen Demokratie mit der westeuropäischen modernen Demokratie ist die schweizerische halb-direkte Demokratie hervorgegangen. Die Bundesverfassung von 1848 erklärt Tschäni als einen nationalen Kompromiss, entstanden aus dem «*tollen Jahr 1848*». Seit der Totalrevision von 1874 stehe der Scheu vor einer Totalrevision eine ausgesprochene Teilrevisionsfreudigkeit gegenüber. Die Verfassung wurde 130mal geändert und ergänzt, wobei drei Viertel dieser Revisionen zu Erweiterungen der Bundeskompetenzen führten.

Den Föderalismus, die «*Existenzbasis des Bundesstaates*», beschreibt

Tschäni in allen Bereichen, auch im Militärwesen. Dass es für Dienstverweigerer aus Gewissensgründen immer noch — im Gegensatz zu anderen Ländern — keinen Ersatzdienst gibt, scheint Tschäni mit Recht zu beklagen. Im Kapitel *«Der Mensch im Staat»* werden die Freiheiten, Rechte und Pflichten des Bürgers eingehend dargelegt. Tschäni zeigt, wie das Erwachsenenstimmrecht im Bund (Stimmrecht für Männer und Frauen) erst nach jahrzehntelangem Bemühen erreicht wurde. Das Parlament hätte zweifellos schneller gehandelt. Immerhin habe die langsame Mühle direktdemokratischer Problembewältigungen den grossen Vorteil, dass auch solche menschenrechtlichen Sinnesänderungen, wie sie die Einführung des Frauenstimmrechts voraussetzte, vom ganzen Volk erarbeitet werden müssten.

Die Parteien, Verbände, Gewerkschaften — Tschäni nennt sie die *«Starken im Staat»* — stünden zwar in der Gunst des Publikums nicht hoch; indessen komme die Demokratie ohne sie nicht aus. Die beiden grössten Bewegungen in der Parteigeschichte der letzten hundert Jahre hätten der Kommunismus und der Nationalsozialismus heraufbeschworen. Aber sowohl die rote als auch die braune Versuchung sei schliesslich überwunden worden. Bei der Erörterung der Presse betont Tschäni das Gewicht des geschriebenen Wortes. Er kennt die mannigfachen Probleme der Medienfreiheit besonders gut: die Besonderheiten des schweizerischen Pressewaldes, des Radios und Fernsehens, die gespannten Beziehungen zwischen den Monopolmedien und der Politik.

Auch die Funktionen von Legislative, Exekutive und Justiz werden nicht handbuchmässig-abstrakt, sondern

stets im Zusammenhang mit der politischen Entwicklung präsentiert. Es stimmt, dass der Bundesrat immer mehr die Führung anstelle des Parlaments übernahm, eine Gewichtsverschiebung, die besonders durch die Verhältnisse in den beiden Weltkriegen gefördert wurde. Damals spielten die Bundesräte die Rolle der Protagonisten — wie in der antiken Tragödie —, während das Parlament in die Rolle des bloss begleitenden Chors gedrängt wurde. Zwar besitzt die Bundesversammlung nach wie vor das Recht, die Bundesräte abzurufen, hat das aber schon lange nicht mehr getan; im jungen Bundesstaat jedoch wurde Bundesrat Ulrich Ochsenbein am 6. Dezember 1854 nicht wiedergewählt, also abgesetzt.

Es gelingt dem Autor, die komplizierten Verschränkungen von Bund, Kanton, Gemeinde eindeutig darzulegen. Das Ausland verwundert sich: Ein Land von bloss sechs Millionen Einwohnern hat 27 Regierungen, eine eidgenössische und 26 kantonale. Uns ist bei dieser Vielheit wohl, weil sie historisch-organisch erwachsen ist und wir an sie gewöhnt sind. Sie hat sich in jüngster Zeit der drohenden Gleichschaltung gegenüber als Wohltat erwiesen.

Grosse Abschnitte räumt Tschäni dem Verhältnis von Staat und Wirtschaft ein, seinen Einzelaspekten: den Sozialwerken, der Energiewirtschaft im Atomzeitalter, der Umweltverschmutzung. Auch hier tritt der Autor mit seiner subjektiven Meinung mutig hervor: *«Man wurde gewahr, dass der Mensch sich auf dem Wege der Selbstvernichtung bewegt. Nicht mehr und nicht weniger! Die Grenzen der Welt sind sichtbar geworden (. . .) Das Machbare hat sich von nun an nach dem zu richten, was die*

Natur erträgt und was die Umwelt verlangt.»

Die Pflege der Kultur gehört zur Pflicht der Kantone, wobei der Bund ausgleichend wirken kann. Aber — so der Autor — *«der Gegensatz zwischen den verschiedenartigen Kulturen und Temperamenten bleibt (. . .) das Salz des schweizerischen Bundesstaates, ohne das er viel von seinem Gehalt verlieren würde».*

Da die Schweiz nicht auf einem entrückten Eiland, sondern unter den Kraftlinien des europäischen Geschehens liegt, gewinnt die Aussenpolitik, trotz der Neutralität, immer mehr an Bedeutung. Tschäni diskutiert die Entwicklung unseres aussenpolitischen Prinzips, das Asyl, das Rote Kreuz, und schliesst sein Buch mit klugen Gedanken über die europäische Integration.

Ein besonderer Vorzug unter den vielen Vorzügen des vorliegenden Wer-

kes liegt darin, dass es sich sowohl zur kursorischen Lektüre für den heranwachsenden Bürger als auch zum Nachschlagen für den reifen Schweizer eignet, der sich über bestimmte Verhältnisse orientieren will. Diese instruktive, anregende und kritische Staatskunde kommt zur rechten Zeit. Wie soll sich der Schweizer zu der rasenden Entwicklung in der Welt einstellen? Wie zu den konkreten Fragen der europäischen Integration? Für die Beantwortung auch dieser drängenden, unausweichlichen Fragen wird Tschäni verlässliche Hilfe leisten. Zur Orientierung dienen zudem die in den Text eingestreuten Graphiken und das übersichtliche Register: Im ganzen ein Buch von hohem Informationswert und leichter Eingängigkeit.

Edgar Bonjour

¹ Hans Tschäni: Das neue Profil der Schweiz, Werd Verlag, Zürich 1990.

Das grosse Gebet der Eidgenossen

Eine Habilitationsschrift von Peter Ochsenbein

Der Bundesgerichtsentscheid über das Kruzifix-Verbot in öffentlichen Schulen ist umstritten. Unbestreitbar aber sind die christlichen Wurzeln der Schweizer Eidgenossenschaft. Der Bundesbrief von 1291, die späteren Bundesbriefe, der Bundesvertrag von 1815, die Bundesverfassung von 1848 und 1874, die Verfassungsentwürfe der Wahlen-Kommission 1973, der Expertenkommission Furgler 1977 und des Eidgenössischen Justiz- und Polizeide-

partements 1985 beginnen alle mit der Anrufung Gottes. Mit einem christlichen Symbol zeigen wir Flagge, indem die Schweizerfahne das weisse Kreuz auf rotem Grund zur Schau stellt, keinen Adler, Löwen, Bären, Stier, Hammer mit Sichel, auch — wie Karl Barth maliziös vermerkte — keinen Kuhhandel noch ein goldenes Kalb. Das Rote Kreuz, eine Schweizer Idee, hat das Symbol umgekehrt: das blutige Kreuz auf weissem Grund. Die politischen

Eide in Bund und Kantonen haben religiösen Gehalt. In der Ermahnung zum Innerrhoder Bürgereid wird daran erinnert, dass die drei Schwurfinger die drei göttlichen Personen symbolisieren, zu denen der Bürger schwört. Niklaus von Flüe wird als Landespatron verehrt. Kantone haben ihre eigenen Heiligen als Patrone, Fridolin in Glarus, Felix und Regula in Zürich, Ursus in Solothurn usw. Gottfried Keller schrieb Bettagsmandate. Der Eidgenössische Dank-, Buss- und Betttag vereint Schweizer über die Konfessionsgrenzen hinweg bis zum heutigen Tag.

Ein bewegendes Zeugnis der christlichen Wurzeln der Schweiz ist «Das Grosse Gebet der Eidgenossen». Der St. Galler Stiftsbibliothekar Peter Ochsenbein hat ihm seine Basler Habilitationsschrift gewidmet¹. Das dreistündige Gemeinschaftsgebet wurde vom 15. bis ins 20. Jahrhundert vor allem in den Urkantonen regelmässig verrichtet. Der Ursprung liegt im Dunkeln. Vier Handschriften sind überliefert, die älteste von 1517, die jüngste von 1619. Ochsenbein befasste sich mit drei Problemkreisen: 1. überprüfte er die Rezeptionsgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert und verfolgte sie bis in die Gegenwart; 2. erstellte er eine kritische Edition der vier wichtigsten Fassungen in synoptischer Form; 3. erarbeitete er eine textnahe Interpretation nach Form und Gehalt.

In der ältesten Fassung besteht der Text aus 130 Meditationsabschnitten. Die meisten Abschnitte sind dreiteilig: a) eine rubrikartige Angabe nennt die verlangten Reihengebete (Vaterunser, Ave Maria, Glaubensbekenntnis) und die öfters wechselnde Gebetshaltung (stehend, kniend, sitzend, mit ausgebreiteten, «zertanen» Armen); dann

folgt b) ein Heilsgeheimnis in chronologischer Folge von der Schöpfung der Welt bis zum Jüngsten Gericht, mit deutlichem Schwerpunkt in der Passion Christi; c) eine dazu passende Fürbitte schliesst den Meditationsabschnitt ab.

Zweck und wohl auch Wirkung des «Grossen Gebets der Eidgenossen» war nicht zuletzt die Förderung des kommunalen und nationalen Gemeinschaftsbewusstseins. Insofern hatte es auch eine eminent politische Bedeutung. Ein Kenner nannte es das «Nationalgebet der Schwyzer». Besonders in der Banner-Fürbitte kommen politische Anliegen unmittelbar zur Sprache. Gott wird um Hilfe gebeten, damit das Banner mit dem heiligen Zeichen nicht verloren gehe, also die Unabhängigkeit des «vaterland» erhalten bleibe. Gedacht wird der Toten, die ihr Leben für die «eidgenosschaft» gewagt und geopfert haben. Angerufen werden die Landespatrone, auf dass sie «unser lütt und land» schützen mögen. Christus wird als «unser fürst» beschworen. Diese unrepublikanische Metapher erinnert daran, dass der Grosse Rat der letzten Florentiner Republik etwa zeitgleich Christus zu ihrem Fürsten erkor. Die Medici-Herrscher haben die Spuren dieser Provokation alsogleich ausgewischt. Die Frage ist, ob die Spuren in der Schweiz nicht schlagartig durch das Machtwort eines Fürsten, sondern allmählich verwischt werden.

Ochsenbeins gründliches und gehaltvolles Buch ist ein sinnvolles Geschenk zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft.

Alois Riklin

¹ Peter Ochsenbein, Das Grosse Gebet der Eidgenossen, Francke Verlag, Bern 1989.

Näher können wir uns nicht ferner sein

*Literatur der Westschweiz: Zu einer Anthologie von Gérard Froidevaux*¹

Der Initiative des Zuger Verlags Klett und Balmer ist es zu verdanken, dass seit kurzem ein kleines, hübsch gemachtes Florilegium mit einundzwanzig Texten aus der Suisse romande vorliegt. Eine repräsentative Gruppe von Westschweizer Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts gibt sich hier ein sympathisches, zuweilen auch problembeladenes, also herausforderndes Stelldichein. Als Herausgeber zeichnet Gérard Froidevaux, der mit dieser Literatur bestens vertraut ist². Er fügt die ausgewählten Texte in Dreiergruppen zu sieben thematisch gegliederten, knapp und konzis eingeleiteten Kapiteln zusammen. Schon die Kapitelüberschriften verraten didaktisches Geschick und laden (gewiss nicht nur junge Leser) ein, sich an diese Themen «heranzumachen»: «*Images d'un pays*»; «*Se rencontrer; se retrouver*»; «*Le réel et l'imaginaire*»; «*La Suisse en question*»; «*Partir*»; «*L'homme et Dieu*»; «*Parler, Écrire*». So kommt ein Ganzes zustande, auch wenn klar ist, dass nicht alles sichtbar gemacht werden kann und muss, denn das Ziel der Anthologie ist lediglich «*d'offrir un bref parcours à travers certains thèmes dominants de la littérature d'aujourd'hui*» (S.10). Froidevaux ruft in seinem Vorwort in Erinnerung, dass diese Literatur sich traditionellerweise durch einen Zug zur Verinnerlichung auszeichnet, dass das intime Tagebuch wie auch die Autobiographie und der Roman in der «Ich»-Form darin seit jeher beliebte Gattungen sind. Daneben macht er aber deutlich, dass verschiedene Künstler diese Tradition — mit Erfolg — durchbre-

chen und neue Wege gehen. Er skizziert (zugegeben: gar rapide) einige Etappen des welschschweizerischen Literaturverständnisses: Noch Henri Frédéric Amiel (1821—1881) schrieb über die «Suisse romane», und um 1890 hatte Philippe Godet eine *Histoire de la littérature suisse française* verfasst. Aber Virgile Rossel veröffentlichte dann in jenen Jahren eine *Histoire de la littérature romande* (1889—1891) — der Durchbruch war vollzogen. Froidevaux geht alsdann auf die entscheidende Wirkung ein, die den literarischen Zeitschriften in einem kulturellen Raum ohne Zentrum zukam (und zusteht): *La Voile latine* (1904—1909), die berühmten *Cahiers vaudois* (1914—1919), später *Rencontres* und (seit 1964) *Écriture* (1).

So wird ohne grosse Worte, aber mit wichtigen Bauelementen ein einfaches Gerüst gezimmert, das vielen den literarischen Kontakt mit der Provinz, die nach Ramuz' Wort keine ist, erleichtern wird. Was das kulturelle Leben einer Region prägt, ist natürlich die Geographie, das Klima, sodann die Mentalität der Menschen, damit auch das religiöse Gefühl, das sie beseelt, schliesslich die staatlichen Organisationsformen im Kleinen wie im Grossen. Davon hängt das Selbstverständnis des Künstlers ab.

Dieses schlägt sich auch in jenem seiner Helden nieder: Wenn wir beispielsweise *La Confession du pasteur Burg* (1967) mit Georges Bernanos' berühmtem *Journal d'un curé de campagne* (1936) vergleichen, dann zeigen sich viele Ähnlichkeiten. Aber dennoch wäre es undenkbar, dass der französi-

sche Landpfarrer ein Mädchen aus gutem Hause zu verführen trachtet (wie das der «pasteur» tut), um auf diese Weise an der Gleichgültigkeit der ihm anvertrauten Seelen Rache zu nehmen. Bernanos und Chessex sind indessen nicht gleichzusetzen mit «französisch» und «welsch», aber solche Vergleiche zeigen eben trotz allen Ähnlichkeiten auch Nicht-Identisches. Indem wir Fremdes oder Halbvertrautes besser kennenlernen, sind wir auch eher imstande, dessen Stärken und Schwächen auszumachen. Froidevaux' Blütenlese öffnet da interessante Perspektiven, denn ein Nachdenken über Identitäten ist immer auch eines über die eigene.

Den einzelnen Textauszügen gehen stichwortartige Viten voraus. Sie sind, wie das Vorwort, in bewusst einfachem Stil geschrieben. Einige biographische Angaben hätten aber ruhig etwas ausführlicher ausfallen dürfen. Dass zum Beispiel Philippe Jaccottet gerade als Übersetzer — und immerhin von Hölderlin oder Musil — Beachtliches geleistet hat, wäre der Erwähnung wert gewesen. Und die Auswahl? Sie ist natürlich subjektiv, wie jede Auswahl. Der eine Leser wird Jacques Mercanton vermissen oder Alice Rivaz, der andere Catherine Colomb oder Charles-Albert Cingria, ein dritter Henri Debluë, Monique Saint-Héliier und Yves Velan. Ein gar gewissenhafter Leser (wohl ein Schulmeister) wird das Fehlen weiterführender Literatur über die Westschweiz bemängeln . . .

Aber wie sagt doch schon Montaigne: «*Il est plus simple de caqueter que de pondre un œuf.*» Deshalb bildet eine solche Aufzählung bestenfalls eine

Wunschliste, einen Anstoss für Verlag und Herausgeber zu weiteren Anthologien (warum nicht auch über Lyrik, über Essayistik, über Westschweizer Autoren der jüngeren Generation?). Der hier besprochenen wünscht man fürs erste nicht nur (eifrige) Schüler als Leser, sondern auch solche, die längst nicht mehr die Schulbank drücken. Sie alle werden sich an einer vielseitigen Auswahl erfreuen und, wie oben angedeutet, davon zu profitieren wissen:

*Les sentiments sont le domaine
où le vrai Vaudois se retient.
Il ne peut pas dire: «Je t'aime»,
mais seulement: «Je t'aime bien.»
Cette imprécision, fine ruse,
a parfois de fâcheux excès,
car certains mots dont il abuse
ont un sens précis en français.*

Gilles (Jean Villard):
«Le langage vaudois»

Peter Schnyder

¹ «Écrivains de Suisse romande» 21 textes de la littérature romande du XX^e siècle, choisis et commentés par Gérald Froidevaux. Zug, Klett und Balmer & Co. 1990, 120 S. — Die Stiftung Pro Helvetia gewährte dem Band finanzielle Hilfe. — ² G. Froidevaux ist mit verschiedenen Studien vor allem über Ramuz hervorgetreten, u. a. auch für die «Schweizer Monatshefte» — Beachtung fand ferner sein Essay «Ich bin Ramuz — nichts weiter». Materialien zu Leben und Werk. Limmat-Verlag, Zürich 1987. — ³ In diesem Zusammenhang wäre es durchaus möglich gewesen, auf die Fragilität solcher Unternehmungen auch in heutiger Zeit hinzuweisen, mit der Erinnerung an die Verarmung, die das Erlöschen von «Répères» für das kulturelle Leben der Suisse romande bedeutete und bedeutet.

Hinweise

Geheimtip für Geniesser im Alltag

Herausgegeben von *Katharina Blankenbyl-Looser* ist ein Führer «Vom Buurebeizli bis zum Gourmettempel rund um Zürich» herausgekommen, der in Form von Interviews mit einheimischen Geniessern den Ratsuchenden den Weg zu kulinarischen Erlebnissen in der näheren und fernerer Umgebung Zürichs weist. Wer spontan essen gehen möchte und sich ungefähr vorstellt, in welcher Umgebung und in welchem Stil das etwa sein sollte, findet in der übersichtlich angeordneten kleinen Broschüre die nötigen Tips. Es geht der Herausgeberin nicht um Rangordnungen und Prämierungen. Auch erhebt sie nicht den Anspruch, professionell zu werten. Ihr Büchlein ist eine sympathische Dienstleistung (*Werd Verlag, Zürich 1990*).

Zürich im Zweiten Weltkrieg

Die Photos und Faksimiles in dem Band, in dem *Alfred Cattani* «sechs Jahre zwischen Angst und Hoffnung» in Erinnerung ruft, stammen aus unterschiedlichen Quellen. Pressephotographen, Bildarchive, Kantonspolizei Zürich und Bundesarchiv stehen neben anderen Lieferanten im Abbildungsverzeichnis. Entstanden ist ein illustriertes Geschichtsbuch über die Jahre zwischen 1939 und 1945. Weil die Erinnerung daran am Verblässen ist und er zu denen gehört, die noch aus eigenem Erleben berichten können, hat der Verfasser, der von Berufes wegen schon Berichterstatter und Kommentator ist, diesen Band gestaltet. «Wie

jede Generation vor ihr», sagt er, «hat auch die Kriegs- und Aktivdienstgeneration erfahren müssen, dass die Vorstellungen und Ideale, die sie einst prägten, von den Nachgeborenen nicht mehr fügsam akzeptiert, sondern in Frage gestellt wurden.» Das scheint ihm natürlich. Aber ebenso legitim ist der Wunsch, Erlebtes und Erfahrenes weiterzugeben. Im vorliegenden Fall eben das, was aus stadthistorischer Sicht, auf dem überblickbaren Raum Zürichs, an Bedenkens- und Erinnerungswertem festzuhalten ist. Bilder und Text ergänzen sich. Die Bangnis der Ungewissheit, die Veränderung im Stadtbild, die Auseinandersetzung um «Anpassung» oder «Widerstand», das Schauspielhaus in den Kriegsjahren und Zürich als Agrarstadt — es sind Themen eines Buches, das nicht Wissenschaft, nur Erinnerung zum Ziel hat, eine Erinnerung, die nicht verlorengehen dürfte (*Verlag «Neue Zürcher Zeitung», Zürich 1989*).

Die verbotenen Bilder 1939–1945

In der *Edition Francke im Cosmos Verlag, Muri bei Bern 1989*, hat das *Photoforum Pasquart* dieses Heft mit Texten von *André Monnier*, *Karl Barth* und *Georges Luks* herausgegeben, eine Auswahl aus jenen Bildern, die in der Schweiz der Pressezensur zum Opfer fielen und nicht publiziert werden durften. Von besonderem Interesse — neben den Bildbeispielen natürlich, bei denen mancher sich fragen wird, was denn daran gefährlich und verboten sein könnte — ist ein Gespräch, das *Georges Luks* mit dem Bildreporter *Hans Baumgartner* geführt hat. Baum-

Die ATAG-Gruppe

**Wirtschaftsprüfung
Wirtschaftsberatung
Wirtschaftsinformation**



ATAG

Allgemeine Treuhand AG

MITGLIED VON ERNST & YOUNG INTERNATIONAL

gartner ist 1911 geboren, war Sekundarlehrer und nebenher Bildreporter. 1939 bis 1945 war er als Hilfsdienstpflichtiger im Aktivdienst, als Fahrer und Photograph, der seine Kamera als Notizblock stets bei sich trug. Viele der reproduzierten Aufnahmen stammen aus seinem Archiv. Aber eben: Wenn eine Photographie von der Zensur abgelehnt wurde, hatte man das zu akzeptieren. Man mag es heute nicht mehr so recht verstehen; damals verstand man es.

Daten, Fakten und Adressen zur Frauenbewegung

Der Titel — «Wo Frauen sich erheben» — ist origineller als der Untertitel, der «Daten, Fakten, Adressen aus der anderen Hälfte der Schweiz» verspricht. Das Buch selbst, ein Nach-

schlagewerk, entspricht einem Bedürfnis und füllt eine Lücke. Wenn es unvollständig sein sollte, werden nachfolgende Auflagen zweifellos das Fehlende ergänzen. Nach einer summarischen Darstellung der neuen Frauenbewegung und ihrer Vorläuferin finden sich Angaben über Medien, Politik, Staatliche Frauenstellen, Arbeitswelt, Kirche und Religion, Familie, Matriarchatsforschung, Schwangerschaftsabbruch und andere Themen, eine Mischung, die etwas zufällig anmutet, aber auch durch Querverweise transparenter wird. Dennoch, wenn auf die Kapitel oder Abschnitte «Kirche und Religion», «Familie», «Lebensbewegung» unmittelbar ein Kapitel oder Abschnitt «Krieg und Frieden» folgt und darunter sich Informationen sowohl über Frau und Gesamtverteidigung, über MFD und Rotkreuzdienst als auch über die Friedensbewegung

und Frauen für den Frieden aneinanderreihen, unter den Expertinnen zu diesem Themen neben einem Vorstandsmitglied der GSoA auch die Direktorin der Politischen Abteilung III des EDA figuriert, die sich mit KSZE sowie dem neuen Dienst für Friedens- und Konfliktforschung befasst, wird man feststellen, dass hier ein respektgebender Versuch gemacht wurde, eine umfassende Information aus der Sicht und im Hinblick auf die Interessen der Frauen aufzubauen. Da darf «man» sich an Formulierungen nicht stossen, die in all ihrer Ernsthaftigkeit «komisch» wirken. Denn schliesslich lesen es vor allem Frauen für die notwendig scheinen mag, das Patriarchat zu irritieren (*Lenos Verlag, Basel 1990*).

Als Verfasserinnen zeichnen *Catherine Duttweiler, Isabelle Meier, Käthi Mühlemann* und *Heidi Stutz*.

Suhrkamps Verlagsgeschichte

In fünf Bänden dokumentiert der Suhrkamp Verlag die vier Jahrzehnte seines Bestehens. Dass dieser Verlag die Literatur- und Geistesgeschichte des deutschsprachigen Raums nach dem Ende des Weltkriegs bis auf den heutigen Tag massgebend mitgeprägt hat, steht ausser Zweifel. Der erste Band der zum Verlagsjubiläum erschienenen Dokumentation enthält ein Porträt von Peter Suhrkamp, das Siegfried Unseld zum Verfasser hat, und dann — in kurzen, zusammenfassenden Abschnitten über die Jahre und Jahrzehnte hinweg — die herausragenden, markanten Ereignisse der Verlagsgeschichte, aufgelockert durch photographische Aufnahmen von Autoren und Autorengruppen, von Empfängen und

Preisverleihungen. Eine besondere Geschichte der «Bibliothek Suhrkamp» beschliesst den Eröffnungsband. Von literarischem und literaturgeschichtlichem Wert sind die vier Jahrzehntbände, Anthologien aus Suhrkamp-Büchern der fünfziger, sechziger, siebziger und achtziger Jahre. Frisch, Broch, Sternberger, Kasack und Samuel Beckett, Peter Szondi und Theodor W. Adorno sind die Autoren, aus deren Werk der Band «Die Fünfziger Jahre» gespiesen ist. Auch Brecht natürlich, Walter Benjamin, dann Martin Walser und Walter Höllerer, Enzensberger und Günter Eich treten in diesem ersten Jahrzehnt auf. Es sind also zum Teil die Autoren, die Peter Suhrkamp 1950 bei seinem Ausscheiden aus dem S. Fischer Verlag folgten, so auch Hermann Hesse, und die damit dem Verleger halfen, ein tragfähiges Fundament zu legen. Schon 1952 traten die Winterthurer Inhaber der Firma Gebrüder Volkart, Balthasar und Peter Reinhart, als stille Teilhaber der Kommanditgesellschaft bei. Man darf annehmen, dass die relativ zahlreiche Vertretung von Schweizer Autoren im Verlag Suhrkamp auch mit dieser wirtschaftlichen Beziehung zusammenhängt.

Betrachtungen, Gedichte und Aquarelle von Hermann Hesse

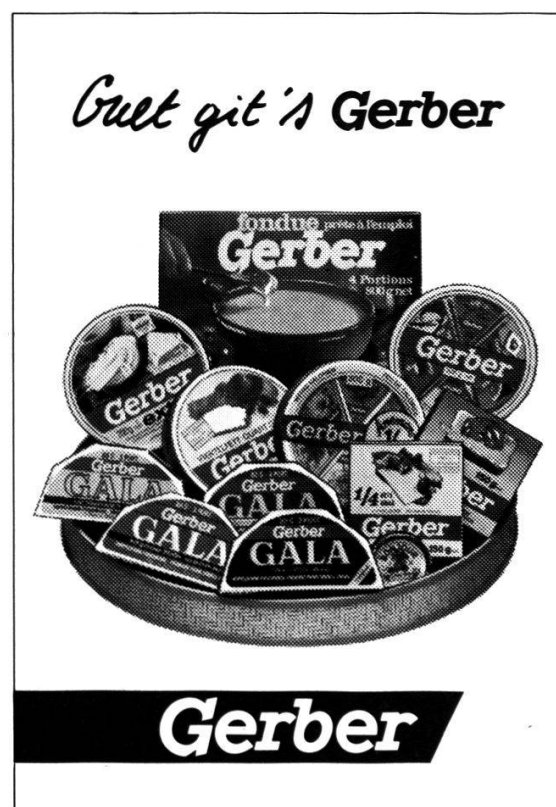
Alle Lesestücke und Gedichte, auch alle Zeichnungen und Aquarelle des Buches, das *Volker Michels* zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen hat, gelten dem *Tessin*. Hier, die ersten zwölf Jahre in der Casa Camuzzi in Montagnola, begann Hesse ein neues Leben, nach den schweren Kriegsjahren, die ihn psychisch belasteten, weil

die deutsche Öffentlichkeit den in der Schweiz lebenden Pazifisten als Nestbeschmutzer beschimpfte, weil ihn seine publizistische und karitative Tätigkeit, vor allem in der Kriegsgefangenenfürsorge, von jeglicher poetischen Tätigkeit abhielt. Seine familiären Verhältnisse, die Frau in einer Nervenheilanstalt, die Söhne bei Freunden oder in Heimschulen, verstärkten die Erfahrung der Einsamkeit, auch des Scheiterns. Im Tessin hat Hesse aufs neue zu sich selbst gefunden. Volker Michels würdigt in seinem Essay die Lebensumstände des Dichters und seine Zeit im Tessin und setzt damit die Prosatexte, die Gedichte und die Farb reproduktionen der Aquarelle, die er zu einer das Tessin ehrenden Anthologie zusammengestellt hat, in den biographischen Rahmen ein. Ein «Tessiner Lebenslauf», der in den Umkreis des «Glasperlenspiels» gehört, erscheint darin zudem erstmals im Druck. Er war vorgesehen für das Kapitel mit Joseph Knechts hinterlassenen Schriften, aber dann doch nicht in dieses aufgenommen. In poetischer Verkleidung erscheinen darin Tessiner Charaktere, Orte und Konstellationen, wie Volker Michels nachweist und damit legitimiert, dass dieses Prosastück nun seinen Tessiner Band abschliesst (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990*).

Franz Nager: Goethe und die Medizin

Der Autor dieses Buches über den «heilkundigen Dichter» ist Spezialarzt für Innere Medizin, speziell für Kardiologie, kein Germanist, sondern Professor der Medizin und Chefarzt. *Franz Nager* ist von der auffallenden Tatsache fasziniert, dass wir von Goethe eigentlich den Eindruck vorbildlicher Ausge-

glichenheit, von seiner Erscheinung und seinem Werk her, das er beharrlich und bis ins hohe Alter sich abgefordert hat, die Empfindung des «Gesunden», in sich Ruhenden und Starken haben, obwohl man wissen (und zum Beispiel in Goethes eigenen Tagebüchern nachlesen) kann, wie sehr er zeit seines Lebens von physischen und psychischen Krisen heimgesucht wurde. Franz Nager beschreibt die einzigartige Fähigkeit dieses Menschen, gegen seine Depressionen, gegen seine Herzattacken, gegen Heimsuchungen wie zum Beispiel jene von 1801, als Schiller schrieb, Goethes Ärzte seien nicht ohne Furcht eines unglücklichen Ausgangs des katarrhalischen Fiebers und des Rotlaufs, eine Selbstheilungskraft einzusetzen, ohne die kein Arzt letztlich auskommt. Das «Stirb und Werde», das in Goethes langem Leben sich wiederholt, ist das Thema des Buches mit



dem Titel «*Der heilkundige Dichter*». Der Verfasser erkennt in der Folge in Goethes Medizinkritik eine Grundhaltung, die ihm «erschütternd zeitgemäss» vorkommt: die gigantische Stoffüberladung, die mangelnde Trennung von Spreu und Weizen (neuen Einsichten) und die «Schreib'ste — bleib'ste»-Manier im universitären Betrieb hat schon Goethe an der wissenschaftlichen Medizin seiner Zeit beanstandet, und wenn der Schüler im «*Urfaust*» naiv erklärt, er wolle oder solle zwar Mediziner werden, wünschte sich aber

Von allem Himmel und all Natur,

So viel mein Geist vermögt, zu fassen,

so ist das ein Hinweis auf die ganzheitliche Betrachtungsweise, die der Dichter forderte und nach der er selbst lebte. Franz Nager geht auch dem Bild des Arztes bei Goethe nach und findet da einen «unzeitgemässen» Wortschatz: Bezogenheit, Barmherzigkeit, Hegen, Pflegen, liebevoll und kreativ soll der Arzt sein, den sich der «heilkundige Dichter» wünscht (*Artemis Verlag, Zürich und München 1990*).

Götterspeisen — Teufelsküchen

Der Untertitel dieses schwer zu beschreibenden Buches gibt immerhin Anhaltspunkte; «Texte und Bilder vom Essen und Verdauen, vom Fressen und Fasten, Schlecken und Schlemmen, von Fett und Fleisch, Brot und Tod». Man liest das nicht von vorn bis hinten in einem Zug, man blättert und verweilt, schlägt — dem Inhaltsverzeichnis entlang — einmal da und einmal dort auf, betrachtet die Illustrationen und liest etwa ein Gedicht. Denn das Ganze ist eine bebilderte Anthologie zum Thema. Die Herausgeberinnen verglei-

chen es mit einer Ausstellung, einer «*Schau auf viele Tische*», und komponiert sei das Ganze wie eine Mahlzeit. Das scheint mir indessen eher eine Untertreibung zu sein. Schliesslich stellt der Prolog den Mund als «Weltorgan» vor, und schliesst mit jenem Epilog, der Texte zum Thema Verdauung und Ausscheidung vereinigt. Und auch da, wo die Kapitel der Abfolge von Vorspeise, Suppen, Hauptgang und Dessert entlangführt, ist manches eingearbeitet, was eben auch dazugehört: die Schlachtordnung, der Vegetarismus, die Vorstellung der Tisch-Gäste, die Essens-Orte und die Essens-Zeiten, endlich gar die Henkersmahlzeit. Was die zwei Herausgeberinnen zusammengetragen haben, ist eine Quellensammlung zur Kultur- und Sozialgeschichte des Essens. *Marie-Luise Könniker* hat Literatur, Linguistik, Psychologie und Publizistik studiert und lebt in Bern. *Esther Fischer-Homberger*, ebenfalls in Bern tätig, 1978—19874 als Inhaberin eines Lehrstuhls für Medizingeschichte an der Universität, führt eine Praxis als Psychotherapeutin. Beide haben schon Buchveröffentlichungen vorzuweisen, Marie-Luise Könniker Lesebücher zu den Themen «Kinderschaukel» und «Mädchenjahre», Esther Fischer-Homberger über «Krankheit der Frau» und «Medizin vor Gericht» (zur Sozialgeschichte der Gerichtsmedizin). Wer in «Götterspeisen — Teufelsküche» sich umtut, wird Überraschungen erleben, zahlreiche einschlägige literarische Texte kennenlernen und natürlich auch Kuriositäten wie zum Beispiel den Bericht Hans Stadens aus dem 16. Jahrhundert über die feierlichen Gebräuche der Wilden beim Töten und Essen ihrer Feinde, alles zudem reich illustriert (*Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt am Main 1990*).